

(Nachdruck verboten.)

40]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Man lud ihn für den nächsten Tag zum Diner ein — zum gemütlichen Diner!

„Ganz entre nous! — Nur ein paar Freunde des Hauses!“

Dankend nahm er an. Alles hätte man jetzt von ihm verlangen können — er würde nicht den Mut zu einem Nein gefunden haben . . .

Es klingelte. — Die Pause war zu Ende.

Herr Frenzel hatte nicht übel Lust, in der Direktionsloge zu verbleiben, aber Doris warf ihm einen nicht mißzuverstehenden Blick zu.

Doris übte offenbar über Vater und Mutter eine sanfte Herrschaft aus.

Beim Herausgehen wandte sie sich, ohne daß die anderen es merkten, noch einmal rasch um und drückte ihm schweigend ihren kleinen Weilchenstrauch in die Hand.

Die Vorstellung endete, wie sie begonnen. Das Matschen wollte nicht aufhören.

„Sieg auf der ganzen Linie,“ sagte Steinert stolz. „Wer hat nun recht gehabt?“

Und Kefler erwiderte in ehrlicher Dankbarkeit:

„Es war das große Glück meines Lebens, daß ich Sie gefunden habe! . . . Ohne Sie wäre das Theater niemals gebaut worden! . . . Steinert, Sie sind ein ganzer Kerl!“

Steinert wehrte bescheiden und mit strahlender Miene ab.

Dieser Abend wurde mit einem solennen Essen gefeiert, bei dem der Jubel seinen Höhepunkt erreichte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Auf diesen Abend aber folgte ein Morgen, der alle Lustschlösser jäh einriß, allen goldenen Zukunftssträumen ein klägliches Ende bereiten zu wollen schien.

Kefler glaubte nicht seinen Augen zu trauen, als er die Morgenblätter las. Er hatte am Abend so felsenfest unter der Stimmung eines großen Erfolges gestanden, daß er beinahe geneigt war, an ein gemeinsam verabredetes Komplott zu glauben.

Freilich ihm selbst ging es in den Preßberichten durchweg gut. Sein Ruhm war in den Blättern aller Richtungen laut verkündet. Fast einstimmig hieß es, der Erfolg des Abends gehörte dem Baumeister, der ein einzigartiges Werk geschaffen hatte.

Aber dann kam der hinkende Bote nach.

Die Aufführung wurde als jammervoll bezeichnet — das Ensemble als gänzlich unzulänglich.

Ein Kritiker erklärte, daß es von vornherein als eine groteske Idee angesehen werden mußte, mit Shakespeares „Sommernachtsstraum“ zu eröffnen, der gerade in Berlin so glänzend gespielt würde und einen so komplizierten Apparat beanspruchte. Der Ausfall dieses waghalsigen Experiments, das eine völlige Hilflosigkeit des künstlerischen Leiters voraussetzte, sei noch schlimmer gewesen, als man gefürchtet hatte.

Diejenigen, die mildere Saiten aufzogen und das junge Unternehmen nicht gleich in Grund und Boden zu bohren wünschten, erklärten, erst nach der Aufführung der eigentlichen Novität ihr endgültiges Urteil abgeben zu wollen.

Ubereinstimmend aber warnten sämtliche Blätter vor den übereifrigen Freunden, die am gestrigen Abend sich als freiwillige und unfreiwillige Hausclaque aufgetan hatten, und mit ihrem aufdringlichen Beifall bei den geschmackvolleren Besuchern eine arge Mißstimmung hervorgerufen hätten.

Als Kefler die Zeitungen zu Ende gelesen hatte, war er wie betäubt. Und völlig fassungslos begab er sich in das Theaterbureau, um mit Steinert zu konferieren.

Seine Verblüffung aber wuchs noch, als der ihm freudestrahlend und scheinbar höchst vergnügt entgegnete.

„Sie sind eben in Theaterdingen unerfahrener als ein neugeborenes Kind! Das ist nichts weiter als der grüne Neid ein paar elender Journalisten. Dieser Riesenerfolg am gestrigen Abend hat die Kerle auffällig gemacht . . . Es geht

ihnen zu rasch . . . sie möchten uns nicht so schnell aufkommen lassen . . . Müht ihnen nichts . . . müht ihnen nicht so viel! . . . Bei solch einem Bombenerfolge können die Zeitungen schreiben, was sie wollen . . . Es hat nicht die geringste Wirkung! . . . Die tausend Menschen, die gestern Zeugen der kolossalen Wirkung gewesen sind, erzählen es zehntausend anderen weiter — und das ist die einzige Reklame, die es am Theater gibt! . . . Wollen Sie sich etwa einreden lassen, daß die Aufführung schlecht war? . . . Ich sage Ihnen, sie war glänzend! Wenn schon so'n Skeptiker, wie Frenzel — Na und gestern beim Festessen — Ist auch nur eine einzige Stimme laut geworden, die irgendwelche Bedenken hatte? . . . Lassen Sie sich doch nicht dumm machen, Baumeister, — lassen Sie sich doch nicht blöffen!“

Das klang alles so selbstbewußt und einleuchtend, daß Kefler gar nicht mehr aus und ein wußte.

„Ich kann Ihnen doch nicht ganz folgen,“ sagte er nachdenklich. „Wie soll ich an eine absolute Mißgunst glauben, wenn die Leute dem Bau in der Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen!“

„Das ist ja gerade der Trick . . . das ist ja gerade das Raffinierte an der Geschichte! . . . Die Kerle wollen objektiv erscheinen, und darum loben sie das Haus . . . So gerissen sind sie schon, um sich zu fagen, daß ihnen keine Seele ein Sterbenswörtchen glaubt, wenn sie das Haus schlecht machen . . . Denn da kann sich ja jeder selbst mit eigenen Augen überzeugen und sein Urteil sich bilden . . . Ueber die gestrige Vorstellung dagegen können nur die urteilen, die dabei gewesen sind! . . .“

„Wenn nur der heutige Abend gut ausfällt!“

„Ich garantiere! . . .“

„Steinert, Sie garantieren immer! . . .“

„Bis jetzt hab' ich mich noch nicht getäuscht!“

„Das Garantieren, denken Sie, kostet nichts!“

„Das „Meerleuchten“ ist eine aufgelegte Sache!“

„Soffen wir!“

„Außerdem — was wollen Sie, Herr Baumeister? . . . Das Publikum drängt sich ja förmlich . . . Für die heutige Vorstellung ist kein Platz mehr zu haben!“

„Nun, wir wollen's abwarten!“

Von Steinert begab sich der Baumeister nach dem Kurfürstendammt, um bei Frenzel zu dinieren.

Dort wirst Du schon klarer sehen, dachte er. Frenzel ist der beste Barometer.

Es tat ihm wohl, daß Doris ihn mit der gleichen Herzlichkeit wie am gestrigen Abend empfing.

Seine Stimmung hob sich allmählich wieder.

Frenzel war freilich etwas reservierter. Dennoch behandelte er ihn mit ausgefuchter Höflichkeit. Nur als die Rede auf Steinert kam, zuckte er mitteilidig mit den Achseln, und sagte: „Es war ein Mißßinn, mit dem „Sommernachtsstraum“ zu eröffnen. Der Scherz wird uns ein Vermögen kosten! . . . Und außerdem war die Aufführung schlecht.“

Kefler war wie vor den Kopf geschlagen.

„Davon sagten Sie doch gestern kein Sterbenswörtchen?!“

„Fragen Sie meine Frau, ob ich mich nicht während der ganzen Vorstellung wie ein Mops geodet habe!“

„Aber Simon! . . .“

„Ich kann Ihnen sagen, um ein Haar wäre ich eingeschlafen!“

Doris' Augen bligten vor Unwillen. Sie warf dem Vater wütende Blicke zu, aber der ließ sich nicht stören.

„Außerdem hab' ich mir gesagt, wozu sollst du reden? . . . Wozu sollst du dir den Mund verbrennen?! . . . Vielleicht hat jener recht, und du verstehst von der Sache wirklich nichts!“

„Am anderen Tag hat wörtlich in der Zeitung gestanden, was ich meiner Frau am Abend gesagt habe! . . .“

Doris konnte sich nicht länger beherrschen.

„Ich finde Dich einfach geschmacklos, Vater,“ stieß sie hervor.

„Wozu ereiferst Du Dich, Kind?“ lenkte Frenzel ein. „Der Herr Baumeister ist doch nicht dafür verantwortlich, daß dieser Steinert ein ausgemachter Esel ist!“

„Sie irren,“ entgegnete Kefler, „ich erkläre mich mit dem Manne solidarisch!“

„Das bedaure ich . . . Das müßte ich aufrichtig bedauern,“ antwortete Frenzel kühl.

„Und wenn der heutige Abend den erwarteten Erfolg bringt — wie werden Sie dann urteilen?“

„Wissen Sie, das werde ich Ihnen morgen sagen! Wozu soll ich mir heute darüber den Kopf zerbrechen?! . . .“

„Das ist die höhere Politik!“ bemerkte Kexler. Seine Stimme klang ärgerlich und seine Stirn zog sich in Falten.

„Unser Papa meint es ja nicht so schlimm,“ sagte Frau Frenzel und wollte vermitteln.

Aber Frenzel erwiderte in gereiztem Ton, daß er gar keinen Anlaß hätte, seine Meinung über Steinert zu unterdrücken. Und herausgefordert fügte er hinzu, daß auf der Börse über die Vorstellung nur eine Stimmung geherrscht hätte, und die sei faul — oberfaul gewesen!

Kexler erhob sich, um zu gehen. Solcher Frechheit war er nicht gewachsen.

Aber Doris sah ihn flehentlich an, und Frenzel selbst, der nun wohl merkte, daß er zu weit gegangen war, brachte allerhand leere Entschuldigungen hervor.

„Hören Sie mal, Herr Baumeister, ich bin ein bißchen aufgeregt . . . Sie dürfen das nicht so trumm nehmen! Uebrigens wollen wir nach Tisch unter vier Augen ein paar Worte reden.“

Als dann der Mokka serbiert wurde, zog er ihn in eine Ecke.

„Wozu soll ich Ihnen Klauen vormachen?“ sagte er. „Es ist besser, Sie hören es von mir, als von anderen!“

„Was soll ich hören?“

„Daß Ihr Steinert nicht für einen Dreier Kredit hat! — Alle Welt erklärt, daß der Mann nicht auf den Posten gehört.“

„Wenn wir heute abend Erfolg haben, wird alle Welt das Gegenteil erklären.“

„Wir werden aber keinen Erfolg haben!“ Kexler riß die Augen weit auf.

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Ich hab' einen Niecher! . . . Ich sage Ihnen, ich hab' einen Niecher!“

„Ich danke Ihnen aufrichtig für die Prophezeiung!“

„Ich wünschte, ich hätte unrecht! . . . Es kostet ja auch mein Geld! Aber von heute zu morgen schwenkt die Presse nicht! Die Leute haben sich nach der gestrigen Vorstellung ein festes Urteil gebildet, das sie so leicht nicht fassen lassen!“

„Das glaube ich Ihnen nicht.“

„Morgen werden Sie es mir glauben! . . . Es gibt nur eine Möglichkeit, um die Geschichte ins Geleis zu bringen.“

„Und die wäre?“

„Was für ein Gehalt bezieht eigentlich Steinert?“

„Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet.“

„Die hängt damit zusammen!“

„Zwanzigtausend Mark Fixum und fünf Prozent vom Reingewinn!“

„Im Ernste?“

„Ich bin zum Späßen nicht aufgelegt!“

„Und wie lange hat er Kontrakt?“

„Zehn Jahre!“

Frenzel sprang in die Höhe.

„Da haben Sie ja einen Geniestreich gemacht!“

„Der Mann hat sich im Dienste der Sache aufgerieben!“

„Reden Sie sich doch nichts ein! . . . 'n ganz unfähiger Mensch ist das!“

„Und was meinten Sie vorhin?“

„Was ich meinte? . . . Was soll ich gemeint haben? . . . Ich denke, es müßte klar sein! . . .“

„Wir nicht, Herr Frenzel!“

„Sehen wir nicht wie die Kage um den heißen Brei! . . . Sie müssen Steinert loswerden!“

Kexler verfärbte sich.

„Wofür halten Sie mich?“ stammelte er.

„Für vernünftig genug, um meinen Rat zu befolgen.“

„Sie haben sich denn doch etwas in meiner Person geirrt!“

„Das sollte mir in Ihrem Interesse leid tun!“

Kexler empfahl sich. Er verließ das Haus, ohne sich von den Damen zu verabschieden. Der Kopf tat ihm weh. Er fühlte, daß er am Ende seiner Kräfte war.

Auf der Straße stierte er vor sich hin und wagte niemanden anzusehen. Ohne Weg und Ziel eilte er davon.

Wenn dieser Tag zu Ende wäre! Wenn nur sein Schicksal sich erst entschieden hätte!

Ohne es zu wissen, war er in den Tiergarten eingebogen. Auf einmal stand vor ihm wie aus dem Boden gewachsen Drenkwitz, der ihn laut und freudig begrüßte.

Kexler schrat zusammen, als ob er bei einem Verbrechen ertappt worden wäre.

„Menschenskind, bis Du aber nervös! . . . Siehst Du mich denn überhaupt noch an?“ fragte er gutmütig.

„Wie kannst Du nur solche Scherze machen, Drenkwitz!“

„Na, 'n bißchen vergessen hast Du ja die alten Freunde!“

„Ja, Du . . .“

„Ja, Du mein Junge! . . . Ich hatte mich nämlich gewissermaßen auf 'ne Einladung gespitzt, hatte schon damit renommiert! . . . Na, es war 'ne kleine Enttäuschung!“

„Drenkwitz, nimm mir's nicht übel . . . Ich habe mich um nichts — aber auch um gar nichts gekümmert! . . . Ich weiß seit ein paar Wochen nicht mehr, wo mir der Kopf steht!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Berliner Dom.

Selten ist mir ein Bau so überaus richtig vorgekommen. Und daher so berechnet, leer und bureaukratisch. Es ist ein mit altmächtiger Genauigkeit aufgerichtetes Monument. Als hätten fleißige und routinierte Schüler säuberlich alles ausgeklügelt und nach bereitgehaltenem Schema die Teile dann gefügt. So unheimlich korrekt ist das alles. Da sitzt immer Zierwerk bei Zierwerk, und sorgfältig entspricht eine Säule der anderen und eine Ecke der anderen.

Da ein einheitlicher Gesamteindruck nicht erzielt ist, sondern das Ganze ein fleißig geordnetes Nebeneinander darstellt — es ist keine Schöpfung, die künstlerisch zu erfassen wäre, sondern ein ausgeklügeltes Exempel — so kann ich nur aufzählen, was zu sehen ist.

Es gab dort oben so viel zu betrachten und zu bemerken, ich kann es kaum beschreiben. Dabei ist diese Ueberfülle nicht künstlerisch reich verstreut, hat auch nichts Phantastisches an sich, etwa wie alte Dome phantastisch reichen Schmuck zeigen, sondern alles ist säuberlich geordnet und mathematisch berechnet, daß alles sich genau entspricht und alles stimmt. Ich sah fünf Kuppeln. Vier kleinere, an jeder Ecke eine, in der Mitte eine ganz außerordentlich imposante Rundung. Diese ist so mächtig, daß man nirgends ein Bild von ihr bekommt. Sie sitzt in dem Viereck, das von den kleinen Eckkuppeln begrenzt wird, drin wie in einem Kasten. Offenbar sind hier die Verhältnisse mißglückt. Man sieht die Hauptkuppel immer zerquetscht, verschoben, in den Einzelheiten übereinander gedrängt, nach hinten über fallend. Niemals redt sie sich stolz als Einheitsmittelpunkt des Ganzen heraus. Für diese Höhe ist sie überdies im Verhältnis zu der Größe des Ganzen viel zu umfänglich geraten.

Dann sah ich allerlei Figuren als plastischen Schmuck in vielen Nischen stehen oder auch frei unter einem Säulenbogen. Diese Säulen waren alle so korrekt und exakt als wären sie direkt einer Stiltsammlung entnommen. Sie bestanden immer aus drei Teilen und waren manchmal rund und manchmal eckig. Aber immer zierte oben das Kapital vorchriftsmäßig das gehörig geordnete Blattwerk.

Ich sah die erwähnten Figuren alle lebhaft agieren. Sie hoben einladend die Hände. Sie streckten sie jubelnd gen Himmel. Duster blickten sie zu Boden, um dann wieder getröstet emporzuschauen. Ueber dem Portal sah ich eine Bronze-Arbeit, die recht unglücklich angelegt ist. Der kleine Junge, der oberhalb der Gruppe steht, quetscht sich den Kopf und seine Stellung wird dadurch eine verhängliche. Zu beiden Seiten eines Schildes, das unter dem Kinde sich befindet, lagern Gestalten, denen lebhafter Schwung eigen ist. Und auf dem Schilde stehen die Buchstaben A und D. Weiterhin sah ich Steinreliefs. Da hielten kleine Engel ein Tuch und unter dem Tuch erscheint eine Krone. Dieses ist des öfteren wiederholt, und so sieht man eine Reihe von Kronen an der Front des Domes. Um die große Kuppel herum stehen Engel. Der eine spielt Violine, der andere Mandoline, ein dritter Harfe. Was der vierte spielt, konnte ich nicht erkennen.

Auch Guirlanden sind des öfteren angebracht. Fünf große goldene Kreuze sah ich. Auf jeder Kuppel steht ein Kreuz. Auch sind auf der Rundung der Kuppeln im Kreise kleine Erhöhungen angebracht, die in Gold enden. Ich konnte nicht erkennen, was es war oder darstellen sollte. Es wirkte in der Höhe ganz winzig. Sollten es Weihrauchfackeln sein?

Ich stellte fest, daß der Dom ohne jede Rücksichtnahme auf den Platz, auf dem er steht, nur so hingeseht ist. Er drängt alles andere fort und macht Raum für sich. Wer den alten Dom kannte, wird sich vielleicht darüber gestreut haben, wie schön der Eingang wirkte, der von dichten Bäumen ganz beschattet war. Es war eine Intimität in dieser Ecke gewesen. Nun stehen diese Bäume melanchofisch da und wissen nicht, was vor diesem Prachtbau sollen. Welche schöne Gelegenheit bietet ein vorüberfließendes Wasser dem einsichtigen Architekten, der mit Rücksicht auf diese ruhige, glatte Fläche die Front baut. Der alte Teil des Schlosses z. B., der nach dem Wasser zu liegt, bietet in seiner einfachen Anordnung ein gutes Beispiel dafür. Nichts davon hier. Hatte dieser

Platz nicht durch das Schloß und durch den Tempelbau des gegenüber liegenden Museums seinen Charakter, der nun zerstört ist? Wie ein Eindringling schiebt sich der Dom ein und macht sich so breit, daß die stilleren, alten Gebäude sich bescheiden müssen. Wie schön hätte dieser Platz gewirkt, wären nur Anlagen statt des Doms hierher gekommen, so daß zu beiden Seiten der Tempelarchitektur des Museums das Wasser breit dahinfließen würde. So aber grüßt der Dom über die Zinnen des Schlosses hinüber das Kaiser Wilhelm-Denkmal, das in seinen Verhältnissen, in seiner Pose, in seiner gedrängten Lage ebenso unglücklich geraten ist. Wie ein Klotz ist dieses neue Gebäude eingerammt, fügt sich weder dem Platz ein, noch nimmt es Rücksicht nach der anderen Seite auf das Wasser, es ist eben einfach hingesezt, auf dem Papier erdacht und hingesezt. Die alte Marienkirche, die man von der Brücke aus sieht, sieht frischer und origineller aus als das neue Gebäude. Sie nimmt sich auch noch die Freiheit heraus, nicht schematisch genau in der Mitte des Platzes zu stehen. Und der märkische Lokalcharakter spricht deutlich und energisch aus den Formen. Welcher Charakter aber spricht aus den Formen des Doms, der sich so herrisch über das alte Kirchlein, dessen architektonische Tradition er einfach ignoriert, statt sie klug weiterzubilden, emporredet? Der Charakter, der aus ihm spricht, ist der des kunstgeschichtlichen Lehrbuchs und Unterrichts, die da lehren, Nachahmung sei das Beste, und nicht das Kleine, Bescheidene, Wurzelrechte sei zum Vorbild zu nehmen und aus eigener, erstarrender Kraft weiterzubilden, sondern das Pomp-hafte, Fremde, Gelehrte.

Weder religiöse Mystik, noch Glaubenssehnsucht, noch Demut und Ergebung dokumentiert dieser Bau, er plaudert das Bekennen aus, uns ist Religion ein Dacktmittel, wir herrschen damit. Päpstliche Herrschsucht, ganz unprotestantisch, predigen diese Mauern, und die Formen sind unierer, der märkischen Landschaft ganz fremd. Es ist verlorene Mühe. —

B. Sch.

Kleines feuilleton.

es. Ellen Key sprach am Mittwoch im Architektenhause über die „Evolution der Seele“. Sie beherrscht das Deutsche nur unvollkommen, infolgedessen ist das Zuhören eine Anstrengung. Die Sätze verwirren sich, die Artikel und Adjektiva führen einen burlesken Tanz auf, schließlich kommt ein Substantiv schwer hinterher gestolpert und macht einfach resolut Schluß. Danach räuspert sich die Rednerin laut und vernehmlich. Zudem sprach sie leise und mehrfach wurde sie um deutlichere Ängentuiert gebeten. Auf ihrem Gesicht ist ein Klarer, ein bißchen vernünftelnder Wille und Ordnungssinn ausgeprägt. Er zeigt sich auch in einer öfter wiederkehrenden Bewegung der Hand, die gleichsam sagt: So, nun ist alles gut hergerichtet, und sich dessen freut. Und peinlich ist sie darauf bedacht, daß die Uhrkette hübsch im Kreise regelrecht um die Uhr herumliegt, eh sie beginnt. Die Hand sagt dann: Sol! Es ist die Toilette-akurate Sauberkeit der alten Jungfer.

Ellen Key kommt aus Schweden. Sie hat sehr viel gelesen. Sie hat Emerson gelesen und Nietzsche gelesen und Goethe und die Romantiker und Ruskin, den englischen Reformator. Von dessen etwas larmohantem Predigertum hat sie am meisten an sich. Von Goethe und Nietzsche sollte sie die Finger lassen. Zwar horchte das bürgerliche Frauenpublikum beglückt auf, als die Schwedin sagte: Euren Goethe. Euren Nietzsche! Aber die Härte dieser Charaktere paßt nicht zu einer gelegentlichen Ausnutzung, um eine Phrase zu füllen. Auch in der Frauenfrage weiß Ellen Key Bescheid, und dort umgibt sie klug alle praktischen Kämpfe und widmet sich dafür „der Evolution der Seele“. Von „Seelenvollheit“ und „Lebenskunst“ und „Frauenkraft“ war daher viel die Rede. Die Seele ist dies und die Seele ist das — so ging es immerfort, und die „Seelenvollheit“ entpuppte sich immer mehr als impotente Tollheit. Ellen Key kennt auch den Darwinismus und den Monismus — was lennt sie nicht? Sie mischt Maeterlinds schwindstüchtige Phrasen als geschickte An-eignerin mit amerikanisch-englischem Straßenpredigerparasitennest — zuweilen wurde ich an die Heilsarmee erinnert — und tut dann noch jene tantenhafte, gouvornantenhafte Behleidiigkeit und Fürsorge hinzu, die wie eine versöhnende Sauce dieses fremde Ragout übergießt. Es ist ein Schauspiel, wie das bürgerliche Philistertum beiderlei Geschlechts sich abmüht, am Kampf der modernen Ideen teilzunehmen, dabei aber immer sich scheut, ins Leben tatkräftig hinauszutreten. Alte Philosophen werden wieder ausgegraben, mystische Sensationen hervorgeholt, vergangene Literaturperioden stehen wieder auf, alles zum Gebrauch und Nutzen des schwächlichen, bankrotten, blutarmer Bürgertums, das aber doch so gelehrt ist und so gern ganz modern sein möchte. Es ist seine letzte Kraftanstrengung.

Die Bücher dieser Frau gehen in dem Lande, wo die meisten gelehrigen Schüler sitzen, in Deutschland, gut. Die Auflagen gehen in die Tausende. Nach dieser Reklametournee werden sie noch höher anschwellen. Neben mir liegt ein flugs gedrucktes, kleines Büchlein, das gratis verteilt wird, vom Verlag herausgegeben, „Ellen Key“, Ausgabe aus den Essays, nebst Einleitung und Porträt. So wird's gemacht. Natürlich stehen die Ansichten der Schwedin immer noch hoch über dem sonstigen Kleinlichen, fatten Egoismus der bürgerlichen Kreise. Aber wer größer als ein Zwerg ist, ist noch nicht

groß. Für die klüchtigeren Elemente dieser Kreise bedeuten diese schönen Phrasen nur ein Veräufungsmittel. Sie sind ein Marktort, und der Käsejammer wird folgen. Es gibt eben Dinge, über die man nicht endlos redet, sondern man tut sie. Was hat es für einen Zweck, wenn Ellen Key dekretiert, das neunzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert der Frau, das zwanzigste das des Kindes, das einundzwanzigste wird das des Menschen sein? Meinestwegen — das wollen wir erst aber sehen. Es kann sein, es kann aber auch nicht sein. Wozu also überflüssige Erörterungen?

Zudem braucht eine Nation, die einen Goethe, einen Schiller, einen Heine besitzt, sich nicht von einer Schwedin allerlei über „Seelenvollheit“ vorerzählen zu lassen. Wer daran Gefallen findet, gesteht nur ein, daß er zu faul oder zu unfähig war, selbst aus den Quellen zu trinken. Alte Kantien haben ja etwas Nettos. Es ist immer warm bei ihnen. Es ist immer sauber bei ihnen. Und solange sie mütterlich sorgend um einen bemüht sind, hat man sie gern. Fangen sie aber an, zu ermahnen und allen Ernstes Erwachsenen von gesundem und kräftigem Gliederbau, die die Welt vor sich sehen als Zukunft, Lehren zu geben, so fangen sie auch an, fürchterlich zu werden.

So war also Ellen Key, die viellesende Schwedin, eine Enttäuschung. Gramen wir uns nicht darum. Es ist eine Erkenntnis. Gehen wir resolut an die Arbeit! Lassen wir die Schwächlichen träumen! Freuen wir uns des Kampfes! —

ok. Aus der Geschichte der Brosche. Die Geschichte der Brosche, dieses beliebtesten weiblichen Schmuckstückes, führt bis in die Urzeiten der Geschichte zurück. Schon in Gräbern der Bronzezeit finden sich Sicherheitsnadeln, sogenannte Fibeln, die sich allmählich durch reicheres Ornament zu Broschen entwickelten. So sehen wir z. B. im Vester Nationalmuseum eine Gewandnadel, die durchaus unserer Sicherheitsnadel entspricht; doch durch reichere Verzierung der Enden mit schön ornamentierten Platten entsteht allmählich ein schildartiger Schmuck, den wir Brosche benennen müssen. Diese Entstehung der Schmuckbrosche aus der einfachen Nadel führt uns in lehrreichen Bildern ein reich illustriertes, kürzlich erschienenenes Buch von Harriet A. Heaton „The Brooches of many Nations“ vor Augen. Die Nadel selbst aber ist wieder die künstliche Nachahmung und Nachbildung eines gewöhnlichen Dornes; den Dorn gebrauchten auch heute noch die Frauen Oberägyptens, um ihre Kleider festzustellen. Die Archäologie hat ja zu unserem Erstaunen es offenbart, daß die ägyptische Dame viele tausend Jahre vor Christi Geburt schon in den geheimnisvollen Zeiten prähistorischer Epoche in Toilette und Mäuren ihrer Schwester in unserem zwanzigsten Jahrhundert nicht unähnlich war. Sie trug nicht nur elegante Röcke und Korsetts, sie schmückte sich mit Armbändern, Halsketten und Ohrringen wie die Frau von heute. Und da sie von diesen ihren Kostbarkeiten sich auch im Tode nicht trennte und sie mit ins Grab nahm, sind uns in ägyptischen Mumien für alle Fragen nach ältesten Toilettegegenständen wunderbare Dokumente zur Aufklärung dargeboten. So sind denn auch Spangen, Nadeln und Broschen aufgefunden worden. Die frühesten Nadeln sind wohl aus Knochen gemacht worden, doch sind auch schon Nadeln aus Kupfer und Bronze in den Gräbern sehr früher Epochen ausgegraben worden. Bei allen primitiven Völkern scheint die Entwicklung vom Dorn über die Nadel zur Sicherheitsnadel und Brosche früh fortgeschritten zu sein, denn in skandinavischen, keltischen, schottischen, ungarischen Gräbern hat man bereits broschenartige Nadeln gefunden, die eine außerordentliche Schönheit des Ornaments, eine prächtige Behandlung des Materials und eine strenge Einfachheit der Form zeigen, wie wir sie heute bei der Brosche meistens nicht mehr finden. Auch betonen sie immer stark das Prinzip der Nadel, die zusammenhalten soll, und bestanden gewöhnlich aus zwei symmetrischen Teilen, so daß in der Brosche sich zwei Gewandstücke symbolisch vereinigten und verbunden. Es hatte die Spange auch in aller primitiven Kleidung eine viel wichtigere Bedeutung als bei uns, denn damals trug man ja keine genähten Kleider, die nach festem Schnitt zusammengehalten wurden, sondern die freifallenden Stoffmassen des antiken Gewandes wurden nur hier und da durch eine Spange gerafft und gebündelt. Die Brosche ist heute völlig zum Schmuck geworden, glänzt in Diamanten und kostbaren Fassungen; sie wird jetzt auch nur von Frauen getragen, lange Zeit aber war sie auch Männern ein unentbehrliches Toilettenstück. Geheimer Zauber knüpfte sich an die Brosche in mancher Mythologie, sie hatte die Gabe des Haltens und Verbindens, galt als Symbol der Vereinigung und des festen Zusammenhalts. Die alten Vörschen und Spangen, die das Replon zusammenhielten, waren viel größer und stärker als unsere heutigen Broschen, so lang etwa wie unsere Hutnadeln. Nur so ist es zu erklären, daß mit ihnen Blutstatten und Morde angeführt wurden. So stach sich Dedipus mit den Spangen seiner Frau die Augen aus und Gehuba tötete mit der Nadel ihrer Brosche die beiden Kinder des ihr verhassten Polynestor. Keltische Broschen haben häufig Nadeln von 10 oder 20 Zoll Länge, so daß sie wie Dolche aussehend und eine fürchterliche Waffe abgegeben haben müssen. So ist es verständlich, daß keltische Sagen erzählen, der irische König Cucholin habe sein Staatskleid nicht ordentlich befestigt, beim Aufstehen sei seine goldene Brosche ausgegangen und habe ihn schwer verletzt. Von diesen frühen Formen, die auch sehr großen Schmuck, z. B. in Ägypten den stilisierten Habicht, in Skandinavien mächtige Schilde hatten, führt der Weg zu den zierlichen und feinen Zilligantbroschen, die wir schon in altetruskischen Gräbern finden, und zu den zart durchbrochenen Goldarbeiten, die die römische Frau in ihrem Schmuckkästchen mit sich führte.

1793 ist in Rom ein solch silbernes Kästchen aus einer Brautausstattung gefunden worden, in dem sich eine Schmale, zwei Broschen und zehn Haarnadeln fanden. Dem harten Römer er schien der Gebrauch solcher Fibulä schon als weiblich, denn nach dem Berichte des Plinius beklagte sich Brutus in einem Brief aus Philippis über den wachsenden Luxus in der See, da die Offiziere goldene Fibeln an ihren Uniformen trugen. Im Mittelalter aber hatte die Brosche in der männlichen Tracht ihre höchste Ausbildung erhalten, indem sie als Gewandnadel und Mantelschließe für die Tracht der Kirchenfürsten verwendet wurde. Das Pectorale, die große Brosche, die das Pluviale des bischöflichen Ornaments zusammenhielt, das Nationale, das den Mantel schloß oder die Casel verband, sie sind erlesenste Werke der Goldschmiedekunst, berühmte Kostbarkeiten, wie das Kaiserliche Pectorale aus dem 14. Jahrhundert. In der kirchlichen Tracht fand so die Brosche eine ähnliche Verwendung wie auch in der Frauenkleidung, wo sie hauptsächlich als Brustschmuck das Gewand zusammenfügte. Als reines Schmuckstück, wie es heute an den Stragen des Kleides gesteckt wird, finden wir es allgemein üblich erst im 19. Jahrhundert. Bis dahin diente die Brosche, selbst wenn sie mit dem Halskollier aus einem Stück bestand, wie auf Titians berühmtem Bilde der Königin Isabella in Madrid, doch immer noch als Nadel. Auf Wilberns Rembrandts glänzen dunkle Edelsteine an der Brosche auf und sie scheint bereits von diesem Meister, der seine Frauen mit Schmuck bedeckte, als reine Dekoration behandelt zu sein. Dann beginnt die Brosche allmählich modern zu werden, wie wir sie heute tragen, und die Veränderungen und Wandlungen entspringen heute nur noch den Launen und Bizarrieries der Mode. Nur leise machen sich allgemeine Kultureinflüsse geltend. Bevorzugung von Karneen und Gemmen im schlichten, antikisierenden Rahmen, wie sie Semper entworfen, lassen auf griechische Einflüsse schließen; farbenglühende, kostbar geformte Gebilde, wie sie Lalique heute als Broschen darbietet, atmen ein reiches modernes Leben. Im übrigen ist die Brosche bald unförmig groß, bald zierlich klein. Tragen die Mädchen der Restaurationsepoche feine Goldstreifen auf der weißen Halskrause, so schmückten sich die Damen der Gründerzeit mit gewaltigen Schildern, die beinahe Pangern glichen. Bald trägt man die Broschen kreisrund, bald oval. Nachdem sie so ihren eigentlichen Zweck verloren haben, sind sie nun völlig in die Wandlungen der Mode eingeordnet. —

Theater.

Lessing-Theater. „Ein Volksfeind.“ Schauspiel in fünf Akten von Henrik Ibsen. — Was Ibsens Doktor Stockmann von Wahrheiten, die zur Parteiparole werden, sagt und was für manche gewiß auch zutrifft, daß sie in anderthalb Jahrzehnten etwa sich überleben, daß, was ehemals als fortschrittlich leimkräftige Auffassung das Recht für sich hatte, bei dem raschen Wechsel der Umstände und der Entwidlung menschlichen Denkens bald zur leeren Hülle wird, aus der der Geist entflohen, das gilt in mindestens demselben Umfange auch für das Reich der künstlerischen Betätigung. Richtungen und Werke, die in ihrer Zeit mit lautem Beifall begrüßt wurden und als fortschrittlich Neues eine solche Aufnahme auch verdienten, erscheinen oft nach kurzer Frist schon leblos und verstaubt. So ist es unter anderem, als der Naturalismus sich vertiefte, dem ehemals gepriesenen französischen Gesellschaftsdrama der Dumas, Augier und Sardou gegangen. Aber so wie es in der Politik Wahrheiten gibt, die diesem Schicksal des Sichüberlebens entzogen sind, so auch künstlerische Produktionen, die, den Wandlungen des Zeitgeschmacks trotzend, ihre innere Kraft durch Generationen und Jahrhunderte bewahren; und Ibsen selbst ist einer von den wenigen, dessen Schaffen dieses Los bechieden sein mag. Der „Volksfeind“ hat jetzt über zwei Jahrzehnte auf dem Rücken, also die Lebensgrenze, die eine robust gebaute Wahrheit nach Stockmann ohne Wertverlust erreichen kann, bereits erheblich überschritten, aber er wirkte in der Reineinstudierung des Lessing-Theaters so frisch lebendig wie an dem ersten Tag. Die paar Schattens, die an dem Bilde stören können, sind nicht durch die Zeit hinein geschwärtzt; man hat sie damals, als das Werk erschien, ebenso deutlich gesehen wie heute und sich wie heute so damals durch sie den Genuß des Ganzen nicht verstimmen lassen.

Man fühlt es sofort, daß Ibsen nicht etwa nur mit seinem prächtigen Stockmann, dem Volksfeinde, menschlich sympathisiert, sondern daß er in den zwei letzten Akten den Doktor zum Herold seiner eigenen Ansichten macht. Die Tendenz, die ihre Spitze erst nur gegen die engstirnig interessierte Heuschrecke richtet, läuft aus in eine Verherrlichung des Individuums, das grundsätzlich von jeder Partei sich löst und, selbst am höchsten Stande, in dieser Isolierung die Wurzel höchster Kraft zu finden glaubt. Die große Rede Stockmanns geht von dem Angriff gegen eine tumultuarische Volksversammlung und gewissenlose Volksschmeichler, offenbar gleichfalls im Sinne Ibsens, zu einem Angriff gegen die Demokratie über. Dem Ansinn, daß die Majorität immer recht hat, stellt Stockmann den größeren Ansinn, daß umgekehrt das Recht immer bei der Minorität sein müsse, entgegen. Die Paradoxen, die als Stimmungsausdruck Stockmanns vorzüglich charakteristisch scheinen, erhalten durch den Akt, den Ibsen auf sie legt, den Wahrheitsanspruch, den er ihnen heimigt, etwas den Widerspruch Herausforderndes, Anreizendes, das in einer weniger reichen und

bedeutsamen Dichtung eine bedenkliche Hemmung des Total-eindrucks sein würde.

In Ibsens neuerdings veröffentlichten Briefen kann man verfolgen, wie stark in diesem Vorläufer des radikalen Individualismus lange Jahre hindurch die instinktive Abneigung gegen die Demokratie gewesen ist. Ein seltsamer Widerspruch! In der Zeit als er, provoziert durch den Entrüstungssturm, den die „Gespenster“ bei Pharisiern und Philistern hervorgerufen, den „Volksfeind“ schrieb, war jenes Vorurteil, das dann allmählich einer aufrichtigen Bewunderung der großen sozialen und demokratischen Arbeiterbewegung Platz machte, von ihm noch nicht überwunden. Und die Antipathie gegen jede aktive Beteiligung an dem Parteikampfe hat ihn, so sehr er später dessen Berechtigung und Notwendigkeit einsah, anscheinend nie verlassen. Was sich aber auch inhaltlich gegen die Tendenz des „Volksfeindes“ im einzelnen wohl sagen ließe, das Stück in seiner außerordentlichen dramatischen Bewegtheit und Schlagkraft ist formal geradezu ein Muster seines Genres; es zeigt so klar wie wenig andere Werke die völlige Verkehrtheit jener ästhetisierenden Doktrin, die Tendenz und dichterisch dramatische Wirkung für etwas in sich Unvereinbares erklärt.

Die Aufführung sorgte dafür, daß jede Feinheit des Aufbaues und der Charakteristik zu voller Geltung kam. Wassermanns Doktor ist von früher her bereits bekannt. Er gibt den schlichten Mann einen strahlenden Schein inneren Glüdes; eine kindlich arglose Zutraulichkeit, die im Sturme die Herzen erobert. Die triumphierende Freude, als er seine Entdeckung, ohne eine Ahnung ihrer Gefährlichkeit, mitteilt, sein naives Erstaunen, der lang zurückgehaltene und dann so gewitterhaft erschreckend explodierende Jotn über die verlogene Lüge, der er überall begegnet — das prägte sich, wie Wassermann es darstellt, gleich echter Natur den Sinnen ein. Wunderbar gelang die Rede vor der Volksversammlung. Was so leicht hätte oratorisch wirken können, das erschien in seinem genial legeren Spiel wie eine aus dem Augenblick heraus geborene, im Grunde ganz selbstverständliche Aeußerung des Temperaments. Ein vorzügliches Massenensemble unterstützte ihn bei dieser, der entscheidenden und schwierigsten Szene des Stückes. Elise Lehmann als Frau Stockmann brachte die Mischung von Güte und Vorrtheit höchst fein und eindrucksvoll heraus. So war auch die Gegenpartei der Streber in ausgezeichneten Typen vertreten: der Stadtvogt durch Oskar Sauer, der Mäßigungsapostel Aslakson durch Karl Forest, die beiden Redakteure des „Volksboten“ durch Piener und Meinhard. —

Humoristisches.

— Der folgsame Lehrling. Der „Frankf. Ztg.“ wird von einer Leserin aus Fürth berichtet: Ein hiesiger Schreinermeister hatte im letzten Sommer einen jungen Hund gekauft, der sehr nett heranwuchs und seinem Herrn durch treue Anhänglichkeit und drolliges Wesen viel Vergnügen machte. Nicht so sehr der Gattin des Meisters. Sie liebte das Tierchen gar nicht, es war ihr immer im Wege und wurde sogar nicht selten die Ursache zu einem kleinen Zwist zwischen den sonst sehr friedfertigen Ehegatten. Als nun gar im Januar die Zeit gekommen war, wo der Hund versteuert werden mußte, nahm das Brummen und Schimpfen der Frau über den Hund kein Ende. Der Mann sagte gar nichts — der Frieden des Hauses war ihm heilig. Aber heimlich gab er einem seiner Lehrlinge fünfzehn Mark und befahl ihm, am nächsten Morgen mit dem Hunde das Haus zu verlassen, ohne daß die Meisterin es merke (er werde schon dafür sorgen, daß seine Frau nicht in der Nähe sei), und den Hund auf dem Rathaus zu versteuern. Wenn das „Anglück geschehen sei“, werde sich die Frau wohl darenin fügen. „Mehr wie schimpfen kann sie auch nicht“, meinte der Schreinermeister, „und schließlich muß sie ja gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn das Geld nun doch einmal bezahlt ist!“ Die Frau aber mußte auch, daß am nächsten Tage der Steuertermin für die Hunde sei. Früh morgens sagte sie zu demselben Lehrling: „So — der Sache mit dem Hundebich will ich jetzt ein Ende machen! Nimm den Hund heimlich fort (ich werde schon dafür sorgen, daß mein Mann nichts merkt!), führe ihn zum Schinder und lasse ihn umbringen!“ Der Bub nahm gehoriam den Hund an die Leine und ging bitterlich weinend mit ihm aus dem Hause. Das arme Tier tat ihm gar leid; er hatte es sehr lieb, denn es war auch ihm ein treuer Freund und ein geduldiger Spielkamerad. Aber was war zu machen? Der Wille der Meisterin ist das höchste Gesetz. Zunächst aber führte der Bursche den Auftrag des Meisters aus. Er geleitete den treuen Hausgenossen zur Versteuerung, erlegte pflichtschuldigst die empfangenen fünfzehn Mark, empfing eine Steuerkarte und trollte ab. Dann zog er schweren Herzens, Quittung und Marke für den versteuerten Delinquenten sorgfältig in der Tasche bergend, mit dem Hunde zur Stadt hinaus, über Felder und Wiesen, bis vor das Anwesen des Schinders. Dem übergab er das arme Tier mit der von der Meisterin empfangenen Weisung — es umzubringen. Und laut heulend lief er davon, um der Vollziehung des grausamen Urteils nicht beiwohnen zu müssen. Welcher Art der Empfang gewesen, der dem treuen Diener seines Herrn und seiner Herrin zu teil geworden ist, konnte ich nicht ermitteln. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 26. Februar.